№ 22. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Versöhnt! 52

Original-Roman von Ida Barber.

(Fortsetzung.)

„Gesegnet sei die Stunde, Tochter, da ich Dich an mein Herz drücke," sprach feierlich die alte Frau. „Ich sah es ja kommen, daß Du zu meinem Eli zurückkehrest, hattest ihm ja Dein Herz gelassen und das seine mitgenommen! Daß sich aber meine Hoffnung so bald erfüllt hat, dafür, Kinder, laßt uns Gott danken!"

Und herzlich umarmte sie Sohn und Tochter, immer halblaut Gebete murmelnd.

„Netti," rief sie dann die alte Dienerin. „Gott hat mir ein großes Glück erwiesen; ich muß heute mehr thun, als ich sonst zu thun pflegte. Gehe zu der armen Brandes, die mir gestern klagte, sie habe nichts, den Zins zu zahlen; sage ihr, sie soll sich nicht grämen, ich werde Alles begleichen und wenn sie morgen nach Schul' zu mir kommt, soll sie ihren Buben mitbringen, damit ich ihm seinen neuen Anzug gebe!" —

Und als die Dienerin sich entfernt, sagte sie: „Nun, Kinder, müßt Ihr mir erzählen, wie das Alles gekommen! Ich weiß, bei Gott ist Alles möglich, daß Ihr aber so bald Eurem Ziele zusteuern würdet, hätte ich nicht gedacht."

Nun erzählte Ilka, was sie gelitten, wie sie schon in Venedig eine Annäherung versucht, wie Ellimar sie damals verschmäht habe, wie das Familienunglück hereingebrochen und mittelbar zu ihrem Glücke geworden sei. —

„Nun bekommt aber der Ellimar," fuhr sie fort, „eine Frau, die ihm nichts in's Haus bringt; „sagen Sie mir, Mutter, ob Sie sie dennoch mit Liebe empfangen werden?"

„Mein Kind," erwiderte die würdige, alte Frau ernst, „mein Sohn braucht sich kein Goldvögelchen zu suchen; er soll eine wählen, die ihn glücklich macht. Du hast ihm zu Liebe einst das Elternhaus verlassen und auf Glanz und Reichthum verzichtet, das war mir ein Beweis, daß Du ihn erkannt hast; wir haben Dich damals nicht gefragt: Tochter, was bringst Du mit? Warum sollten wir es heute thun? Nur eines, mein Kind, mußt Du mir versprechen," setzte sie feierlich hinzu: „Diene Deinem Gott von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Vermögen! Thust Du das, so wirst Du ein braves Weib sein und eine glückliche Mutter werden! Führst Du aber ein Haus, in dem man Gott nicht die Ehre giebt, dann, Tochter, fehlt auch die rechte Weihe und Einigkeit! Dann leidest Du selbst und findest weder Freude in glücklichen, noch Trost in trüben Tagen!"

„Ich verspreche es Dir, Theure," rief Ilka schluchzend, indem sie der entschlafenen Mutter gedachte, auf die die Worte der alten Frau nur zu gut paßten. Als sie endlich, nachdem man alles Weh und Leid, das sich inzwischen abgespielt, durchsprochen, mit der Bitte hervortrat, die Mutter möge den heutigen Abend in ihrer Familie verleben, entgegnete diese: „Gern, meine Tochter, folge ich Eurer Einladung; zwar glaubte ich noch vor einer Stunde, nicht die Kraft zu haben, auch nur meine Armen, die ich sonst Jontof bei mir speisen lasse, bewirthen zu können, aber ich sehe, Freude giebt Stärkung!"

Feierlich ernst erhob sie sich, öffnete ihr Schreibpult, suchte da lange zwischen alten Papieren, dann die Tochter zu sich rufend, sagte sie:

„Mein Kind! Ich bin eine alte Frau und meine Tage sind gezählt; ich weiß nicht, ob Gott der Herr mich bald abrufen wird, ob er mir das Glück gönnen wird, mich Eures Glückes zu freuen und Dir mit Rath und That beizustehen! Wenn ich einst nicht mehr bin, halte dieses Büchlein, das ich Dir als Festgeschenk heut gebe, zu Rathe und in Ehren! Ich habe in dasselbe an allen wichtigen Gedenktagen meine Ansichten und Betrachtungen niedergelegt. Du wirst da keine große Gelehrsamkeit finden, all' das, was ich mit schlichten Worten sagte, ist gewiß von Andern viel schöner gesagt worden, aber Du wirst lernen, wenn Du dieses Buch durchsiehst, im Glück nicht jubeln, im Unglück nicht verzagen, Dich fest an Deinen Gott und seine Güte halten; Ich habe noch immer gefunden, daß die, die fest auf ihn bauen, in ihren Hoffnungen nicht getäuscht werden!"

XVI. Rosch haschono.

Am Abend herrschte im Braun'schen Hause ein Fest so feierlicher Stimmung, daß selbst die Kinder fragten, ob man denn heut ein ganz besonderes Fest feiere.

„Ein seltenes und schönes Fest," entgegnete Tante Rosa bewegt. „Euer Vater kehrt wieder zu seinem Gott zurück, er hat sich mit seinem Bruder versöhnt, und Ilka ist die glückliche Braut Ellimar Sanders, und Rosch haschono ist es in der ganzen Gemeinde Israels."

Arm in Arm gingen Alois und Leo Braun Abends in's Gotteshaus.

Das war ein Flüstern in den Reihen der Männer und Frauen, als hieß: Braun, der Meschumed, der Goi! Die Einen meinten, es sei gar nicht wahr, daß er übergetreten, die Andern, das Unglück sei über ihn hereingebrochen und habe ihn darüber aufgeklärt, daß man nicht ungestraft seinen Gott verleugnen dürfe.

Alois Braun wußte von dem Allen nichts, er betete andächtig und schaute nicht nach rechts, nicht nach links.

Noch nie in seinem Leben hatte er den Gesang so erhebend, die Worte des Vorbeters so ergreifend gefunden.

Er war einer der letzten, der das Gotteshaus verließ, und als ihm beim Hinausgehen manch warmer Händedruck gespendet wurde und selbst die Vorsteher der Gemeinde zu ihm kamen und ihre Freude aussprachen, ihn, den verloren Geglaubten, wieder in ihrer Mitte zu sehen, da war er so ergriffen, daß er sagte:

„Hätte ich Geld und Gut, ich wäre jetzt in der Stimmung, eine Stiftung für religiöse Zwecke zu gründen! Nie habe ich so lebhaft wie heut erkannt, welch eine Wohlthat in dem vertrauensvollen Aufblick zu Gott liegt."

„Erziehen Sie Ihre Kinder zu gläubigen, thätigen Menschen," sagte ihm einer der Vorsteher, ein alter Mann mit schneeweißem Barte, „so wirken Sie in gleichem Sinne!"

Centnerschwer fiel es Alois Braun bei diesen Worten auf's Herz. Er gedachte seines Sohnes Norbert, von dem man seit Wochen keine Nachricht hatte.

Mußte ihm nicht ein Unglück zugestoßen sein, da ihn nicht einmal der Tod der Mutter, von dem er ja wohl Kenntniß haben mußte, zurückgeführt hatte?

Derartige traurige Gedanken waren bald verscheucht, als er daheim die festlich erleuchtete Stube betrat.

Frau Rosa, festlich gekleidet, kam ihnen schon an der Schwelle entgegen und beglückwünschte den Gatten wie den Schwager auf's Herzlichste.

Drinnen im Zimmer saßen drei glückliche Menschen, die Mama Sanders' in der Mitte des Sopha's und ihr zur Rechten und Linken ihre Kinder. Alle erhoben sich und eilten auf die Eintretenden zu, sie gleichfalls zum neuen Jahre zu beglückwünschen.

„Es ist dies doch eine schöne Sitte," sagte Alois Braun, nachdem er auch der alten Mama Sanders seinen Glückwunsch ausgedrückt.

„Wie wäre es heute bei uns öde und trostlos gewesen, wenn wir, wie seit Jahren, in unverzeihlicher Gleichgültigkeit gegen die Satzungen der Religion geblieben wären. Wennschon man sich damit zu täuschen suchte, es sei veraltet, rituelle Feste zu feiern, das Herz hängt doch an seinen Jugenderinnerungen und sehnt sich zurück nach —"

„Das ist schön von Dir, Alois, daß Du das eingestehst," unterbrach Leo, seiner Gattin Stuhl näher zu sich heranrückend. „Ich habe nie begreifen können, wie Du Dich in diesem kalten, freudlosen Leben, das Ihr geführt, wohlfühlen konntest!"

„Wer sagt Dir, daß ich mich wohl gefühlt?" entgegnete Alois. „Man spricht nur nicht über jede Seelenstimmung, aber tief innen in der Brust, da mahnet gar oft eine Stimme zur Umkehr und daß es in früheren Zeiten besser gewesen und daß das wahre Glück nicht darin besteht, daß man—"

„Lieber Vater," unterbrach Ilka, „Du wirst weich; — laß keine unangenehme Rückerinnerung die heutige frohe Stunde trüben!" —

Und dem heutigen Festtag folgte noch einer und noch einer; eine zeither ungekannte Gemüthswelt erschloß sich dem schwer gebeugten Mann.

Da kamen und gingen Bekannte und Freunde, die sich lange, lange Zeit von ihm fern gehalten; sie wußten um seine Sinnesänderung und wollten nicht die Letzten sein, ihm ihre Freude ob derselben zu bezeugen.

Die kleine Wohnung ward zu enge, all' die Besucher zu fassen. — Das waren nicht die Leute mit hochtönenden Namen, denen zu Liebe er Jahre lang auf allen intimen Verkehr verzichtet, das waren liebe, gemüthreiche Menschen, die treu zu einander standen und es längst vergessen hatten, daß es einen Alois Braun gab, der sich noch vor nicht gar langer Zeit schämte, einer der Ihrigen zu sein.

Frau Rosa fiel es auf, daß von Allen, die da kamen und gingen, Niemand der entschlafenen Schwägerin erwähnte. — Sie hatte es offenbar wenig verstanden, sich die Sympathien der ihrer Umgebung Nahestehenden zu sichern.

Darum vermißte sie Niemand, nicht einmal ihre eigenen Kinder.

Ilka war der Mutter ihres Ellimar in kindlicher Liebe ergeben. Die alte Frau, die so ganz dem Modernen abhold war, wußte dennoch eine Anziehungskraft auszuüben, daß Jung und Alt ihr zugethan war. Was und wie sie sprach, war von einer Weihe und Heiligkeit durchweht, als ob sie eine gottgeweihte Priesterin sei. Auch Tante Rosa verehrte die alte Frau, die nach ihrer Meinung jeder jüngeren als ideales Vorbild gelten konnte.

Sie war die Mutter der Armen, die treueste Freundin ihres Sohnes, den sie zu allem Guten befähigte, die sorgsamste Hausfrau.

„Ihr Rath," sagte die Tante zu Ilka, „kann Dir in Allem maßgebend sein, wenn ich nicht bei Dir bin!"

Zum ersten Male seit mehr als 20 Jahren hatte Alois Braun die Feiertage fern dem Geschäfte verlebt.

„Alle, die den Jontof entweihen," sagte Leo, „haben schwerlich mehr, als die, die nach Gottes Vorschrift leben. Der Mensch ist kein Lastthier, das ewig schleppen und ziehen kann; in ihm ruht das Verlangen, sich eins zu fühlen mit, der Gottheit, von Zeit zu Zeit seinem bessern Selbst zu leben!"

„Das will ich von jetzt ab," sagte Alois willig, der seitdem er Umgang mit dem Bruder hatte, weich wie ein Kind geworden. Und als nun doch die Trennungsstunde schlug, da standen ihm helle Thränen in den Augen. Von Rührung überwältigt vermochte er kaum zu sprechen.

„Laß gut sein," sagte Leo, der wohl erkannte, wie es in des starken Mannes Brust arbeitete; „danke mir nicht und rege Dich nicht auf; was ich Dir gethan, ist Bruderpflicht!"

„Du hast Dich aber meinetwegen arm gemacht!" sprach Alois; „wie Du jetzt von mir gehst, bist Du in Deinem Geschäft gehemmt, hast —"

„Kennst Du nicht den Vater dort oben," unterbrach ihn der Bruder zuversichtlich; „der alte Gott wird mich nicht verlassen, wie er noch Keinen verlassen, der fest auf ihn gebaut."

„Nun, in drei Jahren hoffe ich Dir Alles mit tausend Dank zurückzuerstatten," sagte Alois, den Bruder zum Abschiede noch einmal in seine Arme schließend.

„So Gott will," entgegnete Leo.

Still war es wieder, nachdem die lieben Verwandten davon waren, in der eben noch so belebten Wohnung.

Als Alois Braun und seine Kinder vom Bahnhof zurückkehrten, war es ihnen, als müßten sie Onkel und Tante, die es verstanden hatten, ihnen so lieb über den herben Wechsel hinüberzuhelfen, noch in jedem Winkel suchen. Doch sie waren fern und nun galt es, sich auch ohne Mithilfe guter Menschen finden und behaupten.

Ilka war unermüdet von früh bis spät thätig; sie führte das Haus unterrichtete die Kinder und theilte ihre freie Zeit zwischen der Sorge für das Wohlbefinden des Vaters und des Geliebten.

Sanders drang darauf, sobald als thunlich die Civiltrauung erfolgen zu lassen, doch Ilka, wohl fühlend, daß sie dem Vater unentbehrlich, bat ihn, sie noch einige Zeit im Vaterhause zu lassen. Zudem waren kaum vier Wochen seit dem Tode der Mutter vergangen.

„Haben wir nicht," tröstete sie ihn, „noch ein langes, reiches Leben vor uns, ein Leben, das uns für Alles, was wir gelitten, entschädigen muß, wenn es hienieden eine Gerechtigkeit giebt?"

(Schluß folgt.)

Die Ausgewiesenen.

Ein Zeitbild von A. Speier in Heinebach.

Weit und breit lag über Feld und Wald des Winters Leichentuch ausgebreitet. Ringsum war kein lebendiges Wesen zu sehen, die Flur war wie ausgestorben, denn mit dem Schnee war auch eine grimmige Kälte ins Land gezogen. Nur dann und wann flog ein Rabe, vor Hunger laut krächzend, nach dem nahen Dorfe. Sehnsüchtig folgte ich mit meinen Augen dem Fluge des schwarzen Bettlers; ja noch weiter fliegen meine Gedanken, fast bis an's Ende des Dorfes. Dort steht ein kleines Haus und darin waltet „die züchtige Hausfrau", mein Weib, die Mutter der Kinder, die Mutter meiner beiden Blondköpfchen. Wie baten die kleinen Plappermäulchen so innig, heute doch nicht fortzugehen. Meine Frau hielt mich aber nicht zurück, denn sie weiß ja, daß es „der Weg der Pflicht" ist, den ich gehen muß. Vorsorglich hatte sie Alles für die Reise geordnet und nun sitzt sie in der Sophaecke mit einem Strickzeug beschäftigt. Neben ihr stehen ihre „zwei Beine", wie sie mit einer Art Humor ihre beiden Krücken benennt. Ach! es geht mir ein

Stich durch's Herz, heute und immer, so oft ich es nun seit Jahren auch gesehen habe, wenn sie die „beiden Beine" nimmt und durch das Zimmer humpelt. War sie doch früher, ehe die furchtbare Krankheit ausbrach, so flink wie ein Eichhorn gewesen, und nun ist sie so unbeholfen wie ein Fisch auf dem Trockenen. Plötzlich über Nacht war die Krankheit gekommen, nicht Arzt und Professor konnten helfen, das rechte Bein mußte fallen, fallen durch die Säge des Chirurgen, daß auch nicht einmal so viel übrig blieb, um ein künstliches an die Stelle bringen zu können. So sind nun schon seit der Zeit vier Jahre verflossen, doch die Zeit, die sonst Balsam für den Unglücklichen ist, hat keine Heilung gebracht. Neue Schicksalsschläge folgten — dort auf dem Friedhofe, dem ich jetzt gerade gegenüberstehe, ruhen unsere zwei Knaben, sie waren im zarten Kindesalter gestorben. Zweimal in der Woche gehe ich an ihrem Grabe vorbei und es ist mir eine Wonne, dann immer die Wunde von neuem aufzureißen und mich auszuweinen. Und weiter gehe ich, ein Wald nimmt mich auf, noch eine kurze Strecke und ich bin in Beisenfeld, dem Ziele meiner Wanderung. So während ich das Einst und Jetzt vor meinem inneren Auge passiren ließ, gewahrte ich kaum etwas von Erschöpfung, obgleich ich zuweilen fußtief in den Schnee sank, bemerkte kaum, daß es noch kälter geworden, wenn dieses nicht mein von erfrorenem Hauch des Mundes ergrauter Bart mir kund gegeben hätte.

Erst jetzt, als ich in's Schulzimmer trat und mich behagliche Wärme empfing, wurde die Audienz meiner gramerfüllten und sorgenschweren Gedanken verabschiedet.

Nun will ich dem lieben Leser oder der lieben Leserin auch verrathen, daß ich der Lehrer Hiob aus Börnebach bin, der hier in Beisenfeld wöchentlich zweimal Religionsunterricht zu ertheilen hat.

Der Unterricht ist beendigt und ich gehe an den Bahnhof, um mit dem Zuge nach Hause zu fahren. Noch eine halbe Stunde und ich bin wieder bei den Meinigen. Da — ein Pfiff, der Zug fährt ein und ich bin noch eine große Strecke vom Bahnhof entfernt. Selbst die meterlangen Schritte helfen mir nichts, der Zug fährt ab und ich habe das leere Nachsehen. Da stehe ich nun und wische mir trotz der Kälte den Schweiß ab, der durch das rasche Gehen in Tropfen auf meinem kahlen Scheitel perlt. Schnell mache ich Kehrt und beschließe nochmals auf „Schusters Rappen" nach Hause zu „reiten". Heute ist ja Mondschein und ich bin immer noch eine Stunde früher dort, als wenn ich den nächsten Bahnzug benutzen wollte. Wie besorgt werden die Meinigen sein, habe ich doch niemals den Zug versäumt, aber heutigen Tages ist ja Alles falsch, da kann man selbst seiner Uhr nicht mehr trauen.

In vollem Glanze stand der Mond am nächtlichen Himmel. Das fahle Licht dieses Nachtgestirn's warf allerlei gespenstische Schatten und ich schreite, ein einsamer Wanderer in der großen Schneewüste, immer weiter, näher nach der Heimath. Noch eine kurze Zeit und ich sitze im warmen Stübchen um den Theetisch im Kreise meiner lieben Familie. O, glücklich, wer ein Heim besitzt, wer da weiß, er wird dort von den Lieben so sehnsüchtig erwartet! Welch' ein Glück ist es dagegen, wer arm und elend, unstät und flüchtig umherirren muß, wer nicht weiß, wohin er den sorgenschweren Kopf niederlegen soll! So ganz diesem Gedanken nachhängend, schreite ich weiter. Eben an einem verrufenen Kreuzweg höre ich Wimmern — oder ich habe mich getäuscht! Mit anhaltendem Athem lausche ich, das Haar sträubt sich mir in die Höhe — es ist keine Täuschung, es ist wirklich ein weinerliches Stimmchen das ich höre. Noch einige Augenblicke horche ich nach der Gegend, aus welcher das Weinen kommt, dann ist Alles still. Und weiter gehe ich und nach wenigen Sekunden habe ich das dichte, jetzt über und über mit Schnee belastete Dorngestrüpp erreicht. Doch keinen Laut vernehme ich und keine Spur irgend eines lebenden Wesens beobachte ich. Aber dort liegt ein schwarzer Klumpen dicht am Chausseegraben. Ist's ein Mensch, ist's ein Thier oder ist es nur ein Phantom meiner aufgeregten Phantasie! Ich stehe abermals still, mache einige Schritte vorwärts — stehe wieder, und nochmals höre ich ein Stimmchen, gleich dem Lallen eines Säuglings. Jetzt aber nicht mehr gezaudert und mit wenigen Schritten stehe ich neben dem schwarzen Klumpen. Und was sehe ich? Ein Mensch, ein Weib mit einem dünnen Tuche bedeckt, sitzt in gebeugter Lage an einem Prellstein und in ihrem Schoße liegt dick und dicht mit Tüchern verhüllt ein Kind. Es lebt, und fängt eben wieder an weinerlich zu lallen. Schnell lege ich es nieder, denn meine nächste Sorge gilt nun der beklagenswerthen Frau. Ich rüttele sie, um sie aufzuwecken, doch es gelingt mir nicht, ich reibe sie mit Schnee, mit meinen wollenen Handschuhen, auch das hilft nicht, sie ist — todt, ein Opfer der Kälte, eine Beute des Winters. Nun nehme ich wieder mein Kind in die Arme. Wie unschuldig mich die schwarzen Aeuglein anlugen! Glückliche Kindheit! Sie geht am Tode vorüber und merkt es nicht, sie verliert das Theuerste auf Erden und weiß es nicht. Könnten wir es nur festhalten dieses glückliche Kindesalter mit seiner Unschuld, mit seinem leichten Sinn, aber es enteilt, als hätte es Flügel. Aus dem Knaben wird ein Mann, aus dem Mädchen ein Weib und des Lebens Stürme fangen an zu wehen, zu brausen und zu toben. Dann kommen die Schiffbrüche des Lebens, die schon so Viele in das Todesschattenthal führten, so Viele auf den Grund des Verderbens senkten. Und wunderbar! Das schwache Weib steht in des Lebens Stürmen meist wackerer da, als der starke Mann. Wenn ihm sein Kind geblieben ist, hat es ja nichts verloren. Armes Weib! Auch Du hattest aus dem Unwetter nichts retten können als Dein Kind, und selbst als der Tod Dir und Deinem Kinde entgegentrat, hast Du dem Gewaltigen Dich zwar preisgegeben, aber Dein Kind mußte er Dir lassen. Wie sorgfältig es nur eingewickelt war! Ein großer mit weichem Flanell gefütterter Kattunmantel umwickelte mehrmals das kleine Wesen, obgleich es auch in warmen Windeln gebettet war. Selbstverständlich, sah ich all' dieses erst zu Hause, dem ich so rasch als es der Schnee und die kleine Last zuließ, entgegen eilte. Meine zwei Töchterchen schlafen doch schon, aber mein Weib sitzt am Fenster und schaut durch die Scheiben mit sehnsuchtsvollem Erwarten. Und nun bin ich zu Hause immer noch zeitiger, als wenn ich auf den Zug gewartet hätte, aber ich bin aufgeregt, sie merkt es, fast noch früher als das Bündel, das ich auf den Armen trage.

„Was ist geschehen, lieber Mann?" „Mir nichts, aber draußen im Schnee liegt ein erfrorenes Weib und hier habe ich ihr Söhnchen, das uns unseren kleinen Leopold ersetzen soll".

Schrecken malt sich in den Zügen meines Weibes und hastig nimmt sie den Kleinen mir ab. Noch um 8 gehe ich hinaus in die Nacht und hole mit Hilfe einiger Arbeiter das todte Weib in mein Haus. Und obgleich abermals Rettungsversuche angestellt werden, es ist zu spät, der Tod hatte sein Opfer gefunden. —

Drei Tage waren inzwischen verflossen und das junge jüdische Weib, denn ein solches ist es, ruht im engen letzten Häuschen, ganz in weiße Linnen gehüllt. Nicht gar weit davon liegt in der Wiege sein Knabe und lächelt mit meinem jüngsten Töchterchen, das von der Wiege gar nicht weichen will und sich in naiver Unschuld so herzlich freut, daß der „Leopold" vom Himmel wiedergekommen ist. „Nicht wahr, liebe Mama, das Leopoldchen hat mit der armen Frau getauscht, die kommt nun in den Himmel und der Bruder bleibt wieder bei uns", hat es soeben gesagt. Da mit einem Male wird die Thür, ohne erst anzuklopfen, aufgerissen und auf der Schwelle erscheint ein Mann. Sein Bart ist struppig, sein Blick stier und starr. Jetzt machen diese starre Augen eine Bewegung und mit einem Satze, wie ein wildes Thier

sich auf Beute stürzt, ist er an dem Sarge und mit dem Rufe: „Mein Weib“, sinkt er neben demselben nieder. Da liegt er nun der arme, bedauernswerthe Mann schluchzend und jammernd und Niemand kann ihn trösten in seinem namenlosen Unglück, selbst nicht der Anblick seines geretteten Kindes.

Und es sammeln sich die Leute des Ortes, denn die Zeit des Leichenbegängnisses ist angekommen. Da wacht der Unglückliche aus seiner Erstarrung auf. Noch einen Blick — einen Blick von unsagbarer Wehmuth und Trauer — wirft er auf die Schlafende im Sarge und folgt dann ruhig und gefaßt demselben auf den Friedhof, wo auch meine zwei Lieblinge schlummern.

Wieder sind einige Stunden verflossen. Wieder sitzt der arme Ruhelose in gebeugter Haltung auf der Erde, aber nicht neben einem geliebten Todten, sondern dicht an der Wiege, in dem auch sein „Herzensjüngelchen“ munter und frisch gebettet liegt. Dieses Kind, sein einziger Trost, der ihm geblieben, macht ihn gesprächiger, und er erzählt nun eine kurze, aber traurige Geschichte. (Schluß folgt.)

Lesefrüchte.

1. Deubler über Dühring.

In der von Professor Arnold Dodelfort in Zürich herausgegebenen Biographie von Konrad Deubler, des oberoesterreichischen Bauernphilosophen, dürfte Folgendes für die Leser Ihres Blattes nicht ohne Interesse sein. Unter den Schriftstellern naturphilosophischen Charakters, mit welchen der Held dieser Biographie in seinen letzten Jahren sich noch in Verbindung setzte, ist an dieser Stelle Eugen Dühring zu nennen. Deubler hatte zuvor Dühring's Schrift: „Der Werth des Lebens“ kennen gelernt und sie mit großem Interesse studirt. Das Buch nahm lange Zeit seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Als dann im Jahre 1877 an der Berliner Universität jener Skandal ausbrach, der mit der Maßregelung eines wissenschaftlich hochverdienten Gelehrten und Docenten wie Eugen Dühring es anerkanntermaßen war und noch ist, zum Abschluß kam, jener Streit zwischen dem furchtlosen Privatdocenten und einer ganzen Fakultät, da hielt es den Bauernphilosophen nicht länger; er nahm entschieden Partei für den Gemaßregelten, den Unterdrückten; das lag in seiner Natur, auch wenn er selbst nicht 4 Jahre im Elend gesessen hätte um der Freiheit willen. In diesem Sinne schrieb Deubler im Sommer dieses Jahres an den erblindeten, aus dem Lehrkörper der Berliner Universität ausgeschiedenen Dühring. Allein dies Verhältniß, obschon es jener menschenfreundlichen Theilnahme unseres Bauernphilosophen mitentflossen war, lockerte sich später, um schließlich ganz zu erkalten. Dühring publicirte nämlich (Anfangs der achtziger Jahre) seine Schrift: „Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Kulturfrage“ und stellte sich dadurch als Gelehrter von Rang in die Reihe der Antisemiten-Liga. Deubler, der die übrigen Schriften dieses Autors hochschätzte, vermochte ihm in dieser Kultur- oder besser Unkultur-Frage nicht zu folgen. Er kannte sehr wohl die Fehler und Schwächen der Mehrzahl isr. Abkömmlinge; aber er kannte auch die Tugenden der großen und edlen, der wahrhaft segenwirkenden Juden; er kannte sehr wohl auch die christlichen Wucherer und Blutsauger, die ihm noch viel widerwärtiger waren, als die semitischen, weil sie unter der Heuchelmaske des Christenthums viel Aergeres zu thun sich erlauben, als jene seit Jahrtausenden durch alle Länder gepeitschten Decendenten Jakob's. Deubler verabscheute jeden Rassenhaß: „Die Judenhetze ist wirklich eine sehr traurige Erscheinung in unserer reaktionären Zeit.“ (Brief an Rengert, 30. Dez. 1880). Diese Worte eines so klaren und tiefen Denkers wie Deubler haben nicht nur gleichen, sondern einen höheren Werth, als die von bekannten Professoren und Berliner Pastoren seit Jahren gegen die Juden angewandten Schmähreden.

2. Salomon über Freitag's „Soll und Haben“.

Ludwig Salomon sagt in seiner „Geschichte der deutschen Nationallitteratur des XIX. Jahrhunderts“ über Freytag's „Soll und Haben“ u. A. folgendes:

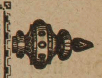
„Mit der Schilderung des Geschäftes allein vermochte der Dichter aber noch kein vollständiges Bild des tüchtigen und arbeitsamen Bürgerstandes zu entwerfen, er mußte auch noch wirksame Gegensätze daneben stellen, und diese suchte er auf der einen Seite im Edelmanne, der nicht zu arbeiten braucht, weil er sich ererbten Besitzes und vieler Vorrechte erfreut, auf der anderen Seite im gaunerischen Speculanten, der nicht arbeiten will. Leider ist er hier in der Wahl der Figuren nicht glücklich gewesen, jener Herr von Rothsattel, den er uns vorführt, ist nur eine Ausnahme, durchaus nicht der Typus eines deutschen Edelmannes, noch ist so sans phrase, wie es nach der Darstellung des Verfassers der Fall sein würde, der Jude der Typus des arbeitsscheuen Schmarotzers. Seit dem Auftreten eines Rothschild, Meyerbeer, Bendemann, Auerbach und vieler Anderer, ist der große Antheil, den der deutsche Jude an der deutschen Culturarbeit genommen hat, nicht mehr wegzuleugnen, so wenig, wie die Thatsache verhüllt werden kann, daß die Sucht, ohne Arbeit reich zu werden, ebensowohl in christlichen, wie in jüdischen Kreisen zu finden ist“.

Ludwig Salomon ist nicht, wie man etwa voreilig seinem Namen nach schließen könnte, jüdischer Abstammung, sondern Sohn eines protestantischen Pfarrers; sein obenerwähntes Werk, das in jeder Beziehung ein vortreffliches genannt zu werden verdient, sei allen Freunden einer gerechten, vorurtheilslosen Kritik bestens empfohlen.

Allerlei für den Familientisch.

Aus Rußland. Ein tragi-komisches Stückchen ist hier einem „Melamed“ passirt. Am Seder-Abend, als Fest der Befreiung aus Egypten, sitzen wir bekanntlich „alle angelehnt“, „kulonu messubin“, wie ein „König“ auf seinem Throne. — Diese bei den russischen Juden hierfür übliche Phrase benutzend, telegraphirte ein hiesiger, auswärts fungirender Talmud-Lehrer: „Meine Schaaren entlassen, die Reisekosten beisammen, ich reise „König“ zu sein.“ — In Rußland, wo der Nihilismus spukt, geschieht nun nichts Eiligeres, als mit Aufgebot aller Polizeimacht den gefährlichen Thronprätendenten Numero sicher hinter Schloß und Riegel zu bringen. Doch welche Ueberraschung, als sich herausstellte: unter den „Schaaren“ seien die „Schüler“, unter den „Reisekosten“ das „Lehrhonorar“ und unter dem „Königsthron“ der „Sederstuhl“ gemeint!

Räthsel-Aufgaben.



I. Zwei Worträthsel.

Von A. Speier in Heinebach.

1. Mit Kopf bin ich als Dichter bekannt.
Ohne ihn werd' ich jetzt viel genannt.

2. Mit Kopf werd' willkommen ich bald geheißen,
Doch ohne ihn war ich Herrscher aller Reußen.

II. Arithmetisches Räthsel.

(Hebräisch). Von C. in R.

Wie oft das erste Zeichen in dem zweiten
Und dieses in dem dritten steckt,
Das will ich Dir hier ganz genau bedeuten:
„Das vierte Dir's sofort entdeckt.“
Das Ganze kann der „Hahn“ Dir zeigen;
Doch räthst Du's nie, wenn's Dir nicht eigen.

Auflösung der Räthsel in vor. Nr.

I. **Vornamen. (Vorn — Amen.)**
II. עֵד (Zeuge), **Eid.** אֵד (Dunst). אֵיד (Unglück).

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von L. D. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.